

(Meine Woche, Folge 1)

Gerd Held

Amerika in Valencia

Eine Woche vor der Mittelmeerunion: Wer mehr Süden will,
braucht mehr Westen

Als ich 1989 von Frankreich nach Spanien übersiedelte, stellte das Land jenseits der Pyrenäen eine merkwürdige Mischung dar. Man redete viel über den europäischen „gemeinsamen Markt“, und Felipe González gewann die Wahlen als „Eurosozialist“, einer Art höherer Entwicklungsstufe der Linken. Doch dies Spanien war noch nicht sehr stark von der Europäischen Gemeinschaft geprägt. Die Grenzkontrollen an den Pyrenäenübergängen waren scharf, die Peseta war schwach, und Valencia, meine neue Heimat, hieß „die rote Ampel von Europa“ – weil eine Umgehungsstraße fehlte und sich die LKW-Kolonnen durch die Stadt quälten. Und da war noch etwas: die Taxis. Viele von ihnen waren ziemlich betagte, ungeheuer breite, gelb-schwarze Karossen – amerikanische Straßenkreuzer, aus denen die Fahrer ihren Arm heraushängen ließen und mit einem kleinen Anheben signalisierten, dass man jetzt mit einem Spurwechsel nach links zu rechnen hatte. Die ausladenden, angekratzten Karossen passten gut in eine etwas provisorische Stadt, die noch nicht den sauberen EU-Normzustand zustrebte.

Später stieß ich auf weitere Spuren eines amerikanischen Spaniens. In der Schuhindustrie-Stadt Elche gab es eine „Avenida de dolares“. Die Häuser der „Dollarstraße“ stammten aus einer Zeit, als der US-Markt

der erste und wichtigste Ausweg aus der Abgeschlossenheit der Autarkie war. Und da war dieser Bolero: „Bésame mucho“, von Nat King Cole verjazzt und mit einem unglaublich zärtlichen GI-Akzent gesungen. Er wurde zum Lied der Sehnsüchte, mitten in der schwärzesten Moralzensur der katholischen Kirche:

*„Küss mich,
Küss mich ganz fest!
Küss mich, als wär's heute Nacht zum allerletzten Mal.“*

Das alles sind nur Details, gewiss. Aber ich fand auch eine merkwürdige geschichtliche Zahlenlücke. Spanien hat seine Transición zur Demokratie – Franco stark 1976 – lange vor seiner EG-Mitgliedschaft (1986) geschafft. Schon Ende der 50er Jahre musste das Regime unter dem Druck der USA einige Öffnungen zulassen. So entstand mein Verdacht, dass die Gedächtnislücke des neueren Spaniens auch eine Verdrängung der Schlüsselrolle der USA sein könnte. Einer zivilen Rolle, die eine spanische bürgerliche Gesellschaft neben einem autoritären Regime wachsen ließ. Man sollte diesen Erfolg eines amerikanischen Mittelmeers nicht verdrängen. Das gilt auch für die „Mittelmeerunion“, die Ende dieser Woche in Paris begründet wird.

Gerd Held

Die gute Kolonie

Der Norden sollte mit dem Süden einen Pakt über gegenseitige
Einwanderung schließen

Es sei eine der „großen verpassten Gelegenheiten der Geschichte“, dass Spanien nicht den Krieg gegen Granada zu Beginn des 16. Jahrhunderts „auf der anderen Seite des Mittelmeers mit aller Energie weiterverfolgt“ habe. Das „halb europäische, halb afrikanische“ Spanien habe damals „seine geografische Mission verfehlt“ und am Startpunkt der westlichen Moderne eine harte Südgrenze entstehen lassen. Sind solche Thesen nicht schlimm und integrationsfeindlich? Vorsicht, sie stammen aus dem berühmten Mittelmeerbuch des französischen Historikers Fernand Braudel, das er vor dem Hintergrund des NS-Aufstiegs in Europa schrieb. Wenn Braudel, der von den Nazis ins KZ gebracht wurde, hier die Einheit des mediterranen Raums auslotet, sollte man nicht an Kreuzzüge denken, sondern an das ägyptische El-Alamein, wo die Alliierten 1942 die Wende an der Südfront herbeiführten. Oder an den Film „Casablanca“, dessen Atmosphäre von den Netzwerken der Flüchtlinge und Agenten des „großen Südens“ lebt. Dieser große Süden eines ungeteilten Mittelmeers, das die militärischen Kräfte der NS-Herrschaft durch Überdehnung besiegt wurde, wurde damals zu einer Geografie der Befreiung.

Braudel argumentiert im Grunde mit einer guten Kolonisierung: Nur ein fester Brückenschlag verhindert eine schroffe

Nord-Süd-Grenze. Dabei muss „Kolonie“ nicht flächendeckende Besetzung heißen und auch kein einseitiger Vorgang sein, der Historiker lobt auch die arabisch-islamische Rolle in Spanien.

Und heute? Das Wechselspiel der gegenseitigen Kolonialbildung ist weiter gediehen – und wird doch stärker verleugnet als je zuvor. Auf der einen Seite gibt es in aller Welt „deutsche Kolonien“ der Firmenniederlassungen, Konsulate, Kultureinrichtungen und Hilfsorganisationen. Auf der anderen Seite gibt es die Siedlungskolonien der Migranten in unseren Städten. Beide Kolonialbrücken haben ihren Wert. Vor allem ist das Engagement und die Haftbarkeit im Aufnahmeland stärker als beim bloßen Miteinander-Reden. Eigentlich brauchen wir also ein doppeltes Ja zur eigenen und zu fremden Kolonie. Die EU, die jetzt wieder über die Einwanderungsfrage berät, sollte einen „Pakt auf Gegenseitigkeit“ im Mittelmeerraum ins Auge fassen. Die Bereitschaft zur Toleranz könnte dann wachsen. Umgekehrt aber macht sich eine fatale Logik breit: Wenn die Europäer nur noch ihre kolonialen Sünden sehen und ihr „nie wieder!“ schwören, folgt bald ein zweites Nein, das sich gegen die fremden Migrantenvelten bei uns richtet. Zwischen der linken Kolonialkritik und der rechten Ausländerfeindlichkeit gibt es ein stilles Band.

Gerd Held

Wo ein Job nicht reicht

Warum ein Mindestlohn im Süden Europas eine soziale Katastrophe verursachen würde

In einer fleißigen spanischen Stadt im Süden von Valencia hat man mit viel Geld und Expertenrat einen Gewerbepark gebaut. Draußen prangte ein Schild, das auf die EU-Förderung verwies und kundtat, dass das Gewerbe nun den Weg der Modernisierung eingeschlagen habe. Schlug es aber nicht. Die Parzellen blieben leer. Man hatte sie zu groß zugeschnitten. Die in der Stadt durchaus zunehmende Gewerbetätigkeit konnte die großen Formate nicht füllen und wäre an den Kosten zugrunde gegangen. Sie suchte sich dann andere Standorte in primitiven Hallen, Garagen und Ladenlokalen, die sich einigen Stadtteilen und auf Feldern am Stadtrand befanden.

Dies Beispiel muss man sich vor Augen halten, wenn es um den Mindestlohn geht. Dessen Devise ist „Man muss von seiner Arbeit leben können“. Dieser Satz gilt als Inbegriff sozialer Gesinnung und niemand traut sich, ihm offen zu widersprechen. Wenn es nach diesem Satz geht, sollen nur noch Arbeitsplätze zugelassen werden, deren Größe eine so hohe Entlohnung erlaubt, dass man von einem dieser Plätze leben kann. Der Mindestlohn steckt also sozusagen, um im Beispiel zu bleiben, nur große Arbeitsplatzflächen ab. Der Gesetzgeber verkündet in seiner großen Güte, dass er nur noch diese großen Arbeitspar-

zellen zulässt. Wer dieser Güte nicht gerecht zu werden vermag, hat Pech gehabt.

Der Mindestlohn ist auch im europäischen Norden problematisch, doch im Mittelmeerraum würde er eine soziale Katastrophe hervorrufen. Hier gibt es zwar viel Arbeit, aber sie fällt nur in mühevollen, wechselhaften Kleinportionen an. Ein fester Arbeitsplatz mit einem so breiten Wirkungsbereich, dass ein einziger Lohn ein Leben (erst recht das Leben einer ganzen Familie) tragen kann, ist die Ausnahme. Die soziale Regel ist der Mehrfachjob zwischen Werkhalle, Laden, Computerservice, Designprojekt, Touristenbetreuung, Gastronomie, Erntehilfe und auch Phasen der Arbeitslosigkeit. Alles im täglichen, wöchentlichen oder saisonalen Wechsel. Es regieren jene legendären Telefonlisten, die durchgerufen werden, wenn irgendwo ein Auftrag an Land gezogen wird.

Dies System der Kombination kleiner Arbeitsportionen funktioniert mit einer bewundernswerten Verlässlichkeit und Disziplin. Es ist eine famose Leistung, eine endlich gelungene Modernisierung unter den erschwerten Wirtschaftsbedingungen des Südens. Man mag sich gar nicht vorstellen, dass hier einmal die Herren Lafontaine und Beck den Zugriff bekommen und ihre Großgrundbesitzer der Arbeit einsetzen.

Gerd Held

Tankschiffe am Horizont

Wo das Wasser mangelt, muss die Kultur einer unvollkommenen Natur weiterhelfen

Ende Mai hat der Präfekt der französischen Region Provence-Alpes-Cote d'Azur einen Brief an die Marseiller Wassergesellschaft SEM geschrieben. Darin erkundigt er sich mit präziser Höflichkeit, auf welcher Rechtsgrundlage die Marseiller Gesellschaft Wasser aus der Rhone per Tankschiff nach Barcelona geschickt hat. Der Ausgang der Affäre war von hier aus nicht zu ermitteln, aber sie zeigt, welche Kreise die Wasserknappheit inzwischen zieht. An die Tankschiffe, die Wasser über das Mittelmeer bringen, wird man sich gewöhnen müssen. Auch dort, wo das Wasser über Land geführt wird, sind ganz neue Entfernungen und immense Wasserbauten in Planung. Spanien denkt über eine große Leitung nach, die Wasser aus seinem feuchten Norden in den trockenen Süden transportieren soll. Bei so einem Umbau der ganzen iberischen Halbinsel fehlt es nicht an Ökologen, die vor einem „pharaonischen“ Wasserstaat warnen, der Fruchtbarkeit und Glück in seiner Hand hat. Sie hätten lieber ein dezentrales „Jedem das Seine“, was freilich auch auf eine starke Hand hinausläuft – auf die Hand einer Schöpfung, die den einen gegeben und den anderen vorenthalten hat.

Am Mittelmeer hat der liebe Gott das Wasser so verteilt, dass seine Schöpfung

noch verbesserungsfähig ist. Das Wasser fehlt oft gerade dort, wo die anderen Elemente – Boden und Sonnenschein – eigentlich reiche Ernten ermöglichen könnten. Dazu kommt die Unregelmäßigkeit der Niederschläge mit langen Trockenzeiten und plötzlichen Sintfluten. Deshalb muss hier die Kultivierung der Natur über ihre Unvollkommenheiten hinweghelfen. Kanalsysteme und Stauseen müssen das Wasser „mäßigen“ und „festhalten“. Die Wasserkultur muss die Elemente der Schöpfung neu zusammenbringen. Deshalb ist im Mittelmeerraum „der Garten“ zu einem viel grundlegenden Leitbild geworden als in unseren Breiten. Wir Nordländer sind an eine passive Ökologie gewohnt. Wenn etwas brach fällt, wächst ein Wald bald wieder nach. Man muss die Natur nur in Ruhe machen lassen. Sie ist wie ein Sitz, auf den der Menschen immer zurückkommen kann. Im Süden ist das anders. Wenn die Kultur erlahmt, verfällt die Natur. Kein Wald wächst von selber nach. Am Mittelmeer können wir eine aktive Ökologie lernen, die der Ursprünglichkeit der Natur misstraut. Zu Recht. Wenn wir jetzt am Beginn einer neuen Wasserknappheit stehen, liegt die Zukunft in Formen stärkerer Formen der Wasserkultivierung. Die Tankschiffe sind ihre Vorboten.

Gerd Held

Dilemma der Guerilla

Gegen Hamas oder ETA braucht man weder den schnellen Krieg
noch den schnellen Frieden

Zu den Stereotypen, mit denen die Konflikttherde im Nahen Osten immer wieder kommentiert werden, gehört die Behauptung, eine Lösung sei dringend geboten. Immer wieder wird ein zielsicherer Plan beschworen – eine sichere „Roadmap“, auf der es ein Vorwärts zum Ende des Konflikts gibt. Das Bild einer ablaufenden Uhr wird beschworen, wo bald eine Explosion droht, wenn nicht schleunigst eingegriffen wird. Die Rhetorik des dringenden Friedens gleicht der Rhetorik des dringenden Krieges. Und wenn das gar nicht stimmt? Zum einen kann man heute – jedenfalls mit Gruppen wie der Hamas oder Hisbollah – gar nicht zu den Entscheidungen kommen, die die Kommentatoren fordern. Das gilt für Krieg wie für Frieden. Denn die Guerilla ist so bindungslos, dass jedes Entgegenkommen und jedes Hilfsprogramm von ihr nur als Zwischenstation und Verpflegung auf dem weiteren Vormarsch genommen wird. In den Gebieten, in denen sie sich festsetzt, macht sie die Zivilbevölkerung zu Geiseln. Eine militärische Entscheidungsschlacht kann hier auch nicht herbeigeführt werden. So scheint der „dezentrale Totalitarismus“, zu dem nicht nur islamistische Gruppen, sondern auch die ETA in Spanien zu rech-

nen sind, immer zu gewinnen. Die Asymmetrie der Situation macht ihn zum Sieger, jedenfalls, solange die bürgerliche Gegenseite auf eine schnelle Entscheidung dringt. Aber muss sie das eigentlich. Israel braucht den Gazastreifen nicht, um sich zu entwickeln. Es kann den Raketenbeschuss gezielt beantworten; es kann mit der Schließung der Grenzen Druck ausüben. Es kann abwarten, denn der Gazastreifen bringt die Hamas unter Entwicklungsdruck. Sie muss etwas zeigen, was ihre Bindungslosigkeit gar nicht zustande bringen kann: eine Perspektive. Sie kann den Menschen nur ein Trümmerleben bieten, mit Gedankenkontrolle und Militarisierung des Alltags. Das ist das Grundgesetz der Guerilla: Auf Dauer werden ihr alle „befreiten Gebiete“ zu zermürenden Erfahrungen. Und jeder Versuch, doch etwas Festes aufzubauen – Lagerhallen, Brücken, Stromnetze, Versammlungsstätten – macht die Gruppe sichtbar und militärisch verwundbar. Der dezentrale, fundamentalistische Terror hat also sein eigenes Dilemma. Die Asymmetrie, die zunächst für ihn wirkte, kehrt sich auf längere Dauer gegen ihn. Die Ödnis der Guerilla tritt zutage. Man muss nur geduldig und kaltschnäuzig die Stellung behaupten.

(Meine Woche, Folge 6)

Gerd Held

Straßenbahn zum Strand

Die Zivilarena des Mittelmeers kann aus falschen
Kulturkämpfen herausführen

Der Titel einer Erzählung des spanischen Autors Manuel Vicent heißt „Tranvía a la Malvarrosa“. Malvarrosa, das ist ein Strand bei Valencia, und die „Tranvía“ (Straßenbahn) bedeutet für Manuel, den Protagonisten, vor allem Marisa, die er dort immer wieder sieht. Die Geschichte führt uns in das Spanien der 50er Jahre, in die Dominanz des Franco-Regimes und seiner katholischen Moralwächter. Aber die Dinge entgleiten schon der Kontrolle – die Mopeds, die Bars, die Boleros, die Badekleidung, die Filmplakate, die Verbrechung, eine Überschwemmung. Am Ende bekommt Manuel nicht seine Marisa, sondern erlebt seine Initiation mit der distanzierten Juliette. Nein, originell ist die Handlung nicht unbedingt, aber etwas trifft der Autor ganz wunderbar: die unendliche Größe, die die kleinen Dinge dieser Welt annehmen können, wenn man aus dem Dunkel der Unmündigkeit heraustritt. Dann gibt es die Momente, in denen die Einmaligkeit der Schöpfung in einer entblößten Schulter oder einer rumpelnden Straßenbahn aufscheint.

Es geht um eine mediterrane Moderne, die nicht überladen ist mit aufdringlicher Sinnenfülle. Die Strahlkraft der kleinen Dinge – diese Inseln der Freiheit in kargen

Umständen – zeigt ein Mittelmeer jenseits von Ballermann, Gesamtkunstwerk oder Wellnessprogramm für müde Europäer. Sein Ambiente ist einfach, aber öffentlich. Seine Holzbänke stehen nicht in dumpfen Hinterhöfen, sondern an Stadtplätzen. Darin liegt eine ganz originäre säkulare Kraft. So konnte das Mittelmeer immer wieder – für begrenzte Zeit – zu einer zivilen Arena für ganz unterschiedliche Kulturen und Religionen werden. In solchen Momenten konnte die Prosa der Welt, weil sie nicht versteckt wurde, im Kampf der Kulturen vermittelnd und mäßigend wirken. Engstirnige kulturelle „Identitäten“ mussten sich auf übergreifende Zivilisationsaufgaben einlassen. Die Priesterkassen aller Glaubensrichtungen fanden weniger Gelegenheit, Gott als Drohgespenst zu missbrauchen. Aber auch am Mittelmeer gelingt das offenbar nur in kurzen, glücklichen Phasen, und die Zivilarena schafft allenfalls bessere Voraussetzungen für Politik und Wirtschaft. Ein planbares Erfolgsmodell ist diese Arena nicht. Die Mittelmeerunion, die an diesem Wochenende gegründet wird, braucht das Glück des historischen Moments. Die Straßenbahn zum Strand fährt nicht auf Bestellung.

(Die Texte sind als tägliche Kolumne in der Tageszeitung „Die Welt“ vom 7.7. – 12.7.2008 erschienen)